

Nr. 262. Bromberg, den 15. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

Urheberschutz für (Copyright 1933 by)
Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ob vielleicht irgendein Anlaß vorgelegen habe, fragte Freese.

„Aber nicht das geringste!“ beteuerte die Frau Major. „Wir sind miteinander stets sehr gut ausgekommen. Die Komteß hat sich auch niemals beklagt. Wenn sie noch eine große Rechnung gehabt hätte — man erlebt ja allerlei Überraschungen in dieser Richtung. Und es ist mir auch nicht in erster Linie wegen des Geldes zu tun, insgesamt handelt es sich ja nur um neunzehn Mark. Aber einem so unerfahrenen, jungen Mädchen kann doch in der Großstadt alles mögliche zustoßen . . .“

„Darf ich vorerst einmal die Rechnung erledigen?“ Freese legte den Betrag auf den Tisch.

Das Gesicht der Frau Major entwölkte sich. Sie lächelte: „Oh bitte!“

„Ich handle im Auftrag“, erklärte Freese förmlich, ohne sich näher über diesen Punkt zu äußern.

Die Frau Major schien jedoch keineswegs wißbegierig zu sein. „Hoffentlich macht die Komteß keine Dummheiten!“ fühlte sie sich verpflichtet, im Ton einer Fürsorgedame hinzuzufügen.

„Hoffentlich!“ pflichtete Freese bei. Er befürchtete freilich das Gegenteil. Daß Christa vor ihm die Flucht ergriffen hatte, war für ihn kaum noch zweifelhaft; sie mußte unmittelbar nach dem letzten Beisammensein mit ihm verschwunden sein. Aber ihre Gründe begriff er nicht und das quälte ihn. Er sehnte sich nach Christa und war in tiefster Sorge um sie. Sie war wirklich fähig, Torheiten zu begehen, die sich hernach nicht mehr gutmachen ließen. Überdies stand sie, soviel er wußte, ohne Mittel da.

Allein wo sollte er sie aufstöbern?

Es fiel ihm ein, daß sie sich vielleicht doch noch einmal an ihre Tante in Potsdam gewendet hatte. In einem Café ließ er sich ein Adreßbuch geben, um die Wohnung der Geheimrätin festzustellen. Nach einigem Suchen fand er die Adresse.

Das Haus in Potsdam lag in einer stillen Seitenstraße in der Richtung nach Wildpark; ein richtiges Pensionistenviertel, mit kleinen, gartenumgebenen Villen. Man mußte am Gittertor klingeln, ein Hausmädchen mit weißer Schürze und Häubchen öffnete. Sie musterte den Ankömmling ziemlich ablehnend, Besucher kamen hierher offenbar selten. Aber der Wagen, den sie an der Bordschwelle halten sah, erweckte ihr Vertrauen: Freese wurde eingelassen und gebeten, im Salon zu warten.

Es war ein richtiger Salon im alten Stil, mit steifen, hochnäsigen Möbeln, die Überzüge zu ihrem Schutze trugen; mit Nippes, Vasen und einem Flügel, den eine gestickte Decke einhüllte.

Es dauerte eine ganze Zeit, ehe die Dame des Hauses erschien, man hörte nebenan unterdrücktes Stimmgeflüster, als würde beraten. Endlich ging die Türe auf und die Geheimrätin rauschte herein, sie rauschte wirklich, in erhabener Haltung. Sie war eine große, etwas hagere Frau und trug einen Kneifer auf der Nase.

Freese machte eine tiefe, respektvolle Verbeugung, schlug die Hacken zusammen. Zugleich murmelte er etwas, das eine Vorstellung bedeuten sollte. Sodann in sanftester Tonart: „Frau Geheirat, ich wende mich an Sie wegen Ihrer Nichte, Komteß Christa.“

Die Miene der Geheimrätin wurde unnahbar: „Sie ist meine Nichte, aber ich stehe mit ihr in keinerlei Verbindung.“

„Sie ist nämlich verschwunden.“

„So? Vielleicht ist sie abgereist. Mich geht das jedenfalls nichts an. Wenn sie Verbindlichkeiten haben sollte . . .“

Freese bezwang seine Unruhe. „Darum handelte es sich nicht! Sie hat ohne ersichtlichen Grund ihre Pension vor zwei Tagen ganz plötzlich verlassen, man weiß nicht, wo sie steckt und ich bin in ehrlicher Sorge um sie. Bedenken Sie, Frau Geheimrat: ein blutjunges Mädchen allein in Berlin . . .“

Die Geheimrätin maß ihn mit einem majestätischen Blick: „Und was berührt das Sie? Was wollen Sie von meiner Nichte? Hat sie sich etwas zu schulden kommen lassen? Wenn Sie von der Polizei sind, sagen Sie es nur ruhig!“

Jetzt verstand Freese, warum er so kühl empfangen worden war. „Ich bin keineswegs von der Polizei, sondern Privatmann. Mein Interesse an Ihrer Nichte ist rein freundschaftlich, wir sind gute Bekannte. Wenn mich nicht Dr. Tieck aufmerksam gemacht hätte, wüßte ich überhaupt nichts vom Verschwinden Ihrer Nichte. Und ich möchte nicht mehr tun, als Komteß Christa vor etwaigen Dummheiten bewahren, denn sie ist, fürchte ich, ein wenig unüberlegt. Zudem kümmert sich kein Mensch um sie, am allerwenigsten ihre Eltern.“

„Ah, Sie sind also nicht von der Polizei?“ Die Frau Geheimrat wurde um einen Grad wärmer. „Wenn Sie behaupten, daß man meine Nichte sich selbst überläßt, so ist das leider richtig. Ihr Vater, mein Schwager, ist in diesem Punkte ganz unbegreiflich, und meine Schwester ist zu schwach — aber das sind Familienangelegenheiten. Ich habe auch mit meiner Schwester keine Verbindung, wir verstehen uns nicht. Bitte, nehmen Sie Platz!“

„Vielen Dank, Frau Geheimrat!“ Die alte Dame gefiel ihm.

„Das Mädel ist also verschwunden?“ wurde Freese verhört.

„Anscheinend! Es kann ihr ja niemand Vorschriften machen, ich am allerwenigsten, aber man kann doch ein bißchen die Augen offen halten . . .“

„Vorgestern war Christa bei mir.“

„Tatsächlich?“ Freese atmete auf: hier war eine Spur!

„Sie sagte nur, daß sie sehr klamm sei. Ich habe ihr etwas Geld gegeben und zugleich den Rat, schleunigst nach Hause zu fahren. Aber sie wollte nicht. Von irgendwelchen

Absichten, die sie hätte, hat sie kein Sterbenswort erwähnt. Sie schien ganz aufgeräumt, wenigstens tat sie so. Und sie würde sich vielleicht um eine Stellung umsehen, sagte sie auch noch. Doch das ist wohl jetzt nicht sehr aussichtsvoll?"

„Komteß Christa ist nicht in der Lage, eine Stelle anzunehmen. Das erlaubt ihr Gesundheitszustand nicht."

„Ja, sie ist etwas leidend, sie hat es mir gegenüber früher einmal angedeutet."

„Hat sie Ihnen auch etwas über die Natur dieses Leidens gesagt?"

„Ihre Lunge ist ein bißchen angegriffen, nicht?"

Freese berichtete ernst: „Frau Geheimrat, Ihre Nichte hat Sie sehr im unklaren gelassen — die Wahrheit ist leider viel schlimmer. Es steht um sie so, daß sie, wenn nicht ein Wunder geschieht, nur noch wenige Monate zu leben hat."

Die Geheimrätin war starr. „Das ist ja schrecklich! Das wußte ich nicht."

„Und dabei tut sie alles, um die Katastrophe noch zu beschleunigen. Ich habe versucht sie zurückzuhalten, es ist nicht möglich."

„Aber was soll man tun? Was soll man tun?"

„Ich werde mich selbstverständlich auf die Suche machen. Ich fürchte nur, daß auch das nichts hilft, selbst wenn ich sie finde. Ich habe keine Macht über sie."

„Und wo wollen Sie sie suchen?"

Freese zuckte niedergeschlagen die Achseln: „In den Lokalen, die sie mit Vorliebe besuchte. Ich vermute, daß sie irgendwo tanzt, wenn nicht jetzt, so sicher am Abend. Einen anderen Weg sehe ich augenblicklich nicht. Behördliche Unterstützung möchte ich nicht in Anspruch nehmen, außerdem glaube ich, daß sie sich in ihrer neuen Wohnung nicht gemeldet hat."

„Sie wollen sich noch heute abend auf die Suche machen?"

„Unbedingt!"

Die Geheimrätin erhob sich in raschem Entschluß: „Dann begleite ich Sie! Sie sind doch einverstanden? Ich werde ihr schon den Kopf zurechtsetzen. Ach, hätte ich das nur früher geahnt!"

Freese wagte einen Einwand: „Frau Geheimrat, Ihre Mitwirkung ist sicher erwünscht, aber trauen Sie sich nicht zuviel zu? Eine Anzahl Bars, Tanzlokale — vielleicht bis morgen früh."

Energisch tat die alte Dame den Einwand ab. „Das ist mir gleich! Ich habe zwar in meinem ganzen Leben nie eine Bar besucht, in meiner Jugend gab es das nicht — aber ich werde davon nicht Schaden nehmen. Bitte, warten Sie, ich werde mich nur umziehen!"

Nach einer halben Stunde erschien sie in großer Gala, einem feierlichen, etwas altmodischen dunklen Abendkleid, das sie noch majestätischer erscheinen ließ. Dazu hatte sie ihren ganzen Schmuck angetan, eine Perlenkette, eine Brillantnadel und eine Anzahl höchst respekteinflößender Ringe.

„So, nun gehen wir!" kommandierte sie und schritt voran, als ob es zu einem Sturmangriff ginge.

XV.

Gegen halb zwei Uhr früh meinte Freese resigniert: „Ich fürchte, die Sache ist aussichtslos."

Die Geheimrätin seufzte. Man hatte bisher an die zehn Lokale besucht, angefangen von großen Hotels bis zu winzigen Tanzbars, wo man enggedrängt an kleinen Tischchen bei gedämpftem farbigen Licht saß. Sie hatte nur durch beharrliches Schweigen ihrer Mißbilligung stummen Ausdruck verliehen über diese schmalhüftigen, nacktrückigen jungen Damen, die eng angeschmiegt an gelangweilt aussehende junge Männer tanzten; über die undefinierbaren Getränke, die man, ohne ihren Namen zu kennen, durch Strohhalme schlürfte, und über die Kapellen, die einen wilden Lärm als Musik ausgaben.

Ein einziges Mal nur hatte sie bemerkt: „Das ist also das neue Berlin?"

„Es ist gar nicht so neu", entgegnete Freese, „es geht in derselben Weise schon über zwölf Jahre."

Von Christa war keine Spur zu entdecken gewesen. „Wir müssen weiter!" erklärte Freese jedesmal, wenn sie einige Zeit vergeblich irgendwo gesessen und Ausschau gehalten hatten. Und gehorsam erhob sich die Geheimrätin.

Schließlich wußte Freese keinen Rat mehr. Sie standen auf der Straße, unschlüssig, wohin sie sich wenden könnten.

Ein Herr trat auf ihn zu und bat um Feuer. Während er an seiner Zigarette sog, sagte er unvermittelt: „Nanu, wir müßten uns doch kennen, denk ich?"

Freese musterte ihn: „Nicht daß ich wüßte!"

Der andere sah ihm scharf ins Gesicht: „Sind Sie nicht . . . warten Sie einmal . . . Herr . . . Stuckering?"

„Ich kann mich wirklich Ihrer nicht entsinnen . . ."

„Aber ich! Froböse ist mein Name, Reviervorsteher Froböse. Augenblicklich nicht im Dienst und daher in Zivil." Die Geheimrätin stand etwas abseits und konnte nicht hören, was gesprochen wurde. „Vor fünf oder sechs Wochen war das doch, wo Sie durchaus ins Wasser wollten und nachher auf mein Revier gebracht wurden. Ich habe ein gutes Physiognomiengedächtnis. Na, sieh mal an! Haben's ja, scheint es, ganz gut getroffen."

„Also, da verdanke ich Ihnen mein Leben?" meinte Freese unsicher und blickte Froböse an, der breitschultrig und untersetzt vor ihm stand.

Froböse lachte: „Na, nicht gerade mir, eher meinen Leuten, die haben Sie herausgezogen. Haben wohl Ihre große Erbschaft schon angetreten? Gratuliere!"

„Danke! Soweit ist es noch nicht. Jedenfalls freut es mich sehr, daß ich Ihnen die Hand drücken darf."

„Freut mich auch! Nicht wahr, Herr Stuckering, es kommt doch immer anders? Damals dachten Sie, es ginge nicht mehr weiter, und heute amüsieren Sie sich."

„Irrtum, Herr Froböse! Leider. Ich war nicht zum Vergnügen da drinnen, sondern — ach, das ist eine schlimme Geschichte! Die Nichte dieser alten Dame dort ist verschwunden. Sie wohnte in einer Pension, seit einigen Tagen ist sie fort. Nun suchen wir sie."

„Hier?"

„Wir haben schon eine ganze Reihe Tanzlokale abgeklappert, wo ich annahm, daß sie vielleicht sein könnte."

„Hat sie was ausgefressen?" erkundigte sich der Polizeimann.

„Nein, nein! Aber sie ist ein schwerkrankes Geschöpf, lungenleidend, und solche Nachtbummeleien sind Gift für sie."

„Haben Sie beim Einwohnermeldeamt nachgefragt?"

Freese verneinte. „Ich vermute, daß sie sich nicht angemeldet hat."

„Aber sicher ist das nicht?"

„Sicher natürlich nicht!"

„Haben Sie eine Ahnung, wo sie wohnen könnte, ich meine, in welcher Gegend ungefähr?"

„Wahrscheinlich hier im Westen."

Froböse besann sich: „Ich bin kürzlich hierher versetzt worden zu einem anderen Revier, nach der Marburgstraße. Wenn Sie wollen, führe ich Sie hin. Wir können ja dort immerhin einmal eine Stichprobe machen und sehen, ob sie dort gemeldet ist. Natürlich nur ein Versuch! Außerdem kann ich ein paar Nachbarreviere anrufen und dort nachsehen lassen. Möglicherweise kommt dabei etwas heraus."

„Das wäre sehr liebenswürdig von Ihnen!"

„Na, dann kommen Sie!"

Freese verständigte die Geheimrätin und zu dritt machten sie sich nun auf den Weg. „Wie heißt denn der Ausreißer?" erkundigte sich Froböse.

Freese nannte den Namen.

Überrascht blieb Froböse stehen. „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Da können wir uns die ganze Mühe sparen. Ich kann Ihnen zwar im Augenblick aus dem Gedächtnis nicht sagen, wo die Komteß wohnt, dafür aber, wo Sie sie finden werden. Mit dieser jungen Dame war nämlich vorgestern eine Sache los und zwar gerade auf meinem Revier. Ein Herr kam zu uns und wollte sie durchaus feststellen lassen."

„Um Gottes willen!" fuhr Freese auf.

Der andere lachte. „Na, es war nicht so schlimm! Sie hatte ihm nämlich eine gelangt. Wahrscheinlich hat sie ganz recht gehabt, jedenfalls hatte der Kerl zudringlich werden wollen. Aber was soll man tun! Eine Backpfeife ist nun einmal eine tätliche Beleidigung, da ist nichts fortzudisputieren, ich mußte sie feststellen lassen. Der Name fiel mir auf, Gräfin und so, ich habe es mir gemerkt. Es ist doch

nicht alltäglich, daß ein junges Mädchen aus solcher Familie als Eintänzerin oder Tischdame beschäftigt ist . . ."

„Was ist sie?" rief die Geheimrätin außer sich.

„Das ist doch nicht gut möglich!" meinte auch Freese. Der Polizeibeamte bekräftigte: „Ich sage Ihnen nur, was ich weiß. Und das Lokal kann ich Ihnen auch nennen: die Kalifornia-Bar in der Rankestraße. Eine ziemlich düstere Bude! Schauen Sie mal rein, Sie können sich ja selbst überzeugen! Aufs Revier brauchen wir dann jetzt wohl nicht mehr."

Freese schüttelte Froböse die Hand: „Dann vielen Dank! Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen, ich bin wieder in Ihrer Schuld."

Froböse winkte ab: „Hat nichts zu sagen. Gern geschehen!"

Die andern machten sich nun nach der Kalifornia-Bar auf und fanden unschwer hin. Die Geheimrätin war ganz aus dem Häuschen: „Ist denn das Mädel vollkommen verrückt geworden? Wie kann sie denn nur so etwas machen? Ich nehme sie mit, ich sperre sie ein . . ."

„Das wird leider nicht gehen." Trotz seiner Unruhe mußte Freese lächeln. Komteß Christa ist großjährig, sie kann tun, was sie will."

Die alte Dame wollte das nicht glauben. Es ging ihr nicht in den Kopf, daß es keine Handhabe gebe, ihre Nichte auf Grund der Familienautorität zu zwingen. „Ich werde ihr schon den Standpunkt klarmachen", verkündete sie.

Freese war ganz anderer Ansicht: „Ich bitte Sie dringend, seien Sie nicht so heftig, damit richten wir nichts aus! Man darf ihr nur gut zureden".

(Fortsetzung folgt.)

Das unblutige Messer.

Der moderne Wundarzt steht am Schaltbrett.

Von Dr. Kurt Seppin.

Wer schon einmal einen elektrischen Schlag bekommen hat, weiß die Wirkung des Stromes zu beurteilen. Und es kann daher nicht wunder nehmen, daß sich die neuzeitliche Heilkunde der Elektrizität bedient, um die Reaktion der Nerven und Muskeln mit Gleichstrom und Wechselstrom zu studieren. Die Ärzte bezeichnen diese Art der Elektrodiagnose als Galvanisieren und Faradisieren. Durch dieses Verfahren stellt man Nervenbeschädigungen, Lähmungen und ähnliche Gesundheitsstörungen fest. Daneben kennt man die heilende Wirkung des Stromes. Sie offenbart sich beispielsweise bei der Elektrolyse der die Gewebe bespülenden Flüssigkeiten. Sie findet auch in der sogenannten Ionentherapie Verwendung, wenn nämlich durch Elektrolyse Arzneien in das Innere der Gewebe befördert werden. Und schließlich wird die wärmeerzeugende Kraft des Stromes in der Diathermie ausgenützt, so durch die Stillung von Blutungen: Die Elektrizität bringt die Eiweißkörper zum Gerinnen.

Neuerdings hat der Strom auch in steigendem Maße das Messer des Wundarztes zu verdrängen begonnen. Es liegt auf der Hand, daß zwischen den beiden Arten der Behandlung tiefgreifende Unterschiede bestehen. Und zwar weisen die Vorgänge bei der Wundheilung auf beiden Seiten Vorzüge wie Nachteile auf. Nach der Behandlung mit dem elektrischen Strom verzögert sich die Wundheilung, bemerkenswert ist besonders die Möglichkeit von Nachblutungen nach dem fünften Tage. Jedenfalls hat man im Verlaufe von fünfhundert Operationen, über die kürzlich vor der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Kultur berichtet wurde, diese Beobachtung gemacht. Manche Frage ist in dieser Richtung noch nicht völlig geklärt und erfordert weitere Untersuchungen. Aber diesen Nachteilen steht doch eine außerordentliche Menge von Vorzügen gegenüber. So überrascht das überaus seltene Auftreten von Infektionen. Dann scheint der elektrische Strom auch die von der Operation zerstörten Gewebe in verstärktem Maße anzureizen, sich neu zu bilden. Der Schreck, den der Eingriff des Arztes hervorruft, ist bei der Betätigung des Messers nicht unerheblich größer. Ins Gewicht fällt auch die Tatsache, daß es sich bei der Verwendung des Stromes um ein Arbeiten mit dauernd sterilisiertem Instrument handelt. Eine ganze Reihe von Operationen gibt es, die durch Elektrizität besser als durch das Skalpell vorgenommen werden. Besonders fällt dies bei der Behandlung der Bluter ins Gewicht. Dazu kommt das Gebiet der bösartigen Geschwülste. Jedenfalls ist es nunmehr möglich geworden, sie verhältnismäßig gefahrlos zu entfernen, die sich operativ bislang nicht beseitigen ließen. Und man kann sie nun auch ausbohren und aushöhlen, wenn sie wie die Kiefertumoren und Hirngeschwülste in der Tiefe liegen.

Goldtransport.

Nach der Wirklichkeit erzählt von G. W. Brandstetter.

„Haben Sie es gelesen? Goldraub auf offener Straße! Vier Mann fallen in London am hellen Tag über den Gepäckauslieferungswagen einer Bahngesellschaft her, greifen sich ein unauffälliges Kistchen, das einen Barren Feingold im Wert von mehr als 100 000 Mark enthält — sie müssen also einen gutunterrichteten Helfershelfer gehabt haben —, schlagen den Kutscher nieder und entkommen im Kraftwagen. Wildwest schlimmster Art! Übrigens hat sich der Absender der Goldkiste die Schuld selbst zuzuschreiben. Versichert der Mann die Sendung mit sage und schreibe 700 Mark!"

„Ja, manchmal sind die Menschen sträflich leichtsinnig. Ich denke da an einen Vorfall, in dem ich selbst die Hauptrolle spielte. Ich arbeitete damals als junger Mensch im Geschäftszimmer einer Minengesellschaft an der Goldküste, 200 Kilometer landeinwärts. Ich war erst ein paar Monate im Land. Da warf mich die Malaria auf die Nase. Ich lag ein paar Wochen fest, und als ich endlich wieder aufstehen konnte, sollte ich noch vierzehn Tage Schonung haben.

Daraus wurde freilich nichts. Denn eines Morgens kam der Geschäftsführer zu mir, sagte, es müßte am nächsten Tag eine Goldsendung — zwölf Barren im Wert von rund einer Million — nach der Küste gebracht werden; der Kollege, der den Transport führen sollte, hätte sich eben mit einem schweren Malariarückfall zu Bett gelegt: „Also werden Sie den Auftrag übernehmen." Ich wehrte mich, erklärte, es sei doch sinnlos, einen Halbkranken wie mich mit einer Million loszuschicken. Es half nichts. An der Küste wartete der Dampfer, und der Transport ließ sich nicht verschieben.

So stand ich am nächsten Morgen mit schwachen Knien auf dem Bahnhof und ließ mir die sechs Kisten mit den Goldbarren aushändigen. Ich verstaute die Sendung unter der Bank eines leeren Abteils, setzte mich auf die andere Seite, zog die sechsschüssige Pistole aus der Tasche, klapperte vor Aufregung und Malarianachwehen mit den Zähnen und war bereit, jeden über den Haufen zu knallen, der den Goldkisten zu nahe kommen sollte. Der Geschäftsführer wünschte mir Hals- und Beinbruch und meinte zum Abschied: „Weiter hinten im Zug sitzt Mister Wray, dem so ziemlich alle Aktien sämtlicher Minengesellschaften hier in der Gegend gehören. Der weiß, daß die Goldsendung hier ist, und wird auch ein wenig aufpassen."

Mir kam in diesem Augenblick nicht zum Bewußtsein, daß ich eine Dummheit machte. Ich kannte Wray nicht und hätte sagen müssen: „Bitten Sie ihn doch einmal her, damit ich weiß, wie er aussieht." Ich dachte nicht daran und habe später wegen dieser Unterlassungssünde Blut schwitzen müssen.

Der Zug fuhr ab. Das übliche Hinundher im Durchgangswagen setzte ein, und ein paar Reisende begannen sich für mich, meine Kisten und die Pistole in meiner Hand zu interessieren. Sie verschwanden aber sofort aus der Tür, sobald ich ihnen recht unhöflich sagte, mir läge nichts an ihrer freundlichen Teilnahme. Sie trugen nur dazu bei, meine Nervosität zu erhöhen.

Zwei endlos lange Stunden vergingen. Wie ich zu meiner Beruhigung feststellte, stiegen die Neugierigen bald aus, und ich war im Europäerwagen allein. Da tauchte plötzlich an meiner Abteiltür ein großer dicker Mensch auf,

dessen harte graue Augen in auffallendem Gegensatz zu seinem wulstigen Doppelkinn standen. „Morgen", sagte er nachlässig, „mein Name ist Wray. Sie werden ihn schon gehört haben. Zeigen Sie mir 'mal die Papiere zu den Kisten! Möchte wissen, wieviel Pfund es im ganzen sind."

„Tut mir leid", antwortete ich. „Ich kenne Sie nicht, und jeder kann behaupten, daß er Wray heißt. Bitte gehen Sie weiter!" Er sah mich scharf und verdutzt an, lachte kurz auf und setzte sich ohne weiteres neben mich: „So, junger Mann, Sie kennen mich nicht, mich, von dem Ihre Laufbahn abhängt!"

Ich zitterte vor Wut und Aufregung, hob die Pistole und fauchte ihn an: „Raus aus meinem Abteil!" Er verschwand. —

Wir fuhren weitere zwei Stunden. In einer halben mußte ich endlich am Bestimmungsort eintreffen. Dann war ich aller Sorge und Aufregung ent . . .

Ein Poltern ging durch den ganzen Zug. Ich flog an die gegenüberliegende Wand. Meine Goldkisten schoben sich durcheinander. Der Zug hielt. Menschen schrien. Ein Unglück, eine Entgleisung! Ein Attentat auf mein Gold? Ich sah zum Fenster hinaus. Die Maschine lag auf der Seite.

Mir stand der Schweiß auf der Stirn. Ich lag hier fest mit einer Million Gold, mitten auf der Strecke, mitten im Wald, zehn Kilometer vom Bahnhof, in unmittelbarer Nähe eines Eingeborenendorfes, fast wehrlos. Jeden Augenblick konnte der Überfall kommen.

Da! War er das schon? Der Dicke stand vor mir: „Los, junger Mann! Jetzt hört aller Spaß auf. Ich, Wray — Sie wissen ja, was der Name zu bedeuten hat! —, gebe Ihnen den Befehl, in das Dorf dort drüben zu gehen und mit der Pistole in der Hand sechs Schwarze hierher zu bringen. Ich werde inzwischen das Gold schon zu schützen wissen!"

Ich hielt ihm vor Aufregung zitternd die Pistole auf die Brust: „Gehen Sie selbst! Verschwinden Sie! Laufen Sie zur Küste, wenn Sie mir helfen wollen, und schicken Sie Polizei her!"

Er warf mir einen wütenden Blick zu, knurrte etwas von einem Riesenroß und verschwand. —

Ich war allein, und ich wußte nicht, was ich machen sollte. Warten und mich wehren, bis ich die letzte Patrone verschossen haben würde? Was sollte ich sonst anfangen . . .

Der Dicke brachte die Antwort. Schimpfend, fluchend, mit hochrotem Gesicht tauchte er vor dem Wagen wieder auf, trieb ein halbes Dutzend Schwarze mit einem lächerlich altmodischen Regenschirm vor sich her. Er schrie mich durchs Fenster an: „Geben Sie jedem dieser Lümmel eine Kiste. Ein bißchen rasch, bitte! Meinen Sie, ich will mich in der Nacht mit diesen Galgenvögeln herumschlagen?"

Ich gehorchte, weil ich sah, daß ich nichts anderes tun konnte. Mit meinem Pistolenlauf brachte ich bald Ordnung in die Schwarzen, ließ sie im Gänsemarsch antreten, brüllte, ich würde jeden über den Haufen knallen, der nur einen Schritt zur Seite machte.

Der Dicke wollte dazwischenreden: „Das Schießen überlassen Sie mir, junger Mann! Scheren Sie sich an die Spitze. Ich kann mit Niggern und Schießeisen besser umgehen als Sie."

Aha, jetzt hatte ich den Beweis dafür, daß der Dicke das Gold rauben wollte. Ich sollte ihm meine Pistole geben, und dann schoß er mich einfach von hinten über den Haufen. „Denke gar nicht daran!" brüllte ich und fühlte, wie mir das Fieber in den Schläfen klopfte. „Machen Sie, daß Sie an die Spitze kommen!"

Er ballte die Fäuste, als wollte er mich zerquetschen, und — drehte sich plötzlich auf dem Absatz um, ging schweigend nach vorn, stellte sich neben dem ersten Träger auf.

Wir traten im Gänsemarsch an. Als wir an der Maschine vorbeikamen, wo sich ein paar Schwarze um den verletzten Führer bemühten, sah ich, daß die Achse des ersten Räderpaares gebrochen war. Um ein Attentat schien es sich also doch nicht zu handeln. Trotzdem ließ meine Aufregung nicht im geringsten nach. Jeden Augenblick erwartete ich, daß einer der Schwarzen ausbrechen, der Rest ihm folgen würde. Und dann schien mir die ganze Gesellschaft zu schleichen. Ich schimpfte, brüllte, trieb an und merkte, daß ich dem Blödsinnigwerden nahe war: Eine Million in Gold, eine armselige Pistole, sechs schwarze Halunken und ein vielleicht noch viel schlimmerer weißer. Pfui Teufel, und dazu den Malariarückfall!

Wir trotteten durch die Hitze. Meine Beine wollten zusammenknicken. Ich stolperte über Schwellen. Die Schwarzen machten Miene zu halten. Ich jagte sie weiter. Der Dicke sah sich um, trat zur Seite. Sollte es für die Schwarzen das Zeichen zum Flüchten sein? Ich überlegte nicht lang, schoß dem Weißen eine Kugel an den linken Absatz, daß der Mann hochsprang wie ein aufgeschreckter Frosch und weiterlief.

So zogen wir zwei Stunden lang. Ich dachte, das Ende käme überhaupt nicht. Mir war es, als müßte ich jeden Augenblick auf die Schwellen schlagen und liegen bleiben.

Und dann kam plötzlich aus dem Wald neben der Strecke ein Haufen Schwarzer auf. „Der Überfall!" schoß es mir durch den kranken Kopf. Ich hob die Pistole und — ließ sie wieder sinken. Es war Polizei, und hinter ihr kamen ein paar weiße Beamte. Ich war gerettet . . .

Sie mußten mich bis zum Bahnhof förmlich schleppen. Dort biß ich die Zähne zusammen, bis man mir eine Quittung über sechs Kisten mit Gold in die Hand drückte und dann — klappte ich ohne lange Einleitung um. Denn irgendwo in weiter Ferne hörte ich jemand sagen: „Der junge Mann hat es ja nur gut gemeint, Mister Wray." Ich hatte das Gefühl, daß man mich aufhob und forttrug, und dachte als letztes: „Sie können dich gleich begraben, denn deine Laufbahn ist mit der Kugel in Wrays Absatz doch zu Ende!" —

Es dauerte sechs Wochen, bis ich wieder auf den Beinen war. Ich hatte es nicht eilig, weil ich meinte, im Krankenhaus sei es noch immer besser als auf der Straße. Eines Tages hätte ich am liebsten einen neuen Rückfall bekommen. Denn — Mister Wray ließ sich melden.

Ich war ihm dankbar, weil er anscheinend die Sache kurz machen wollte: „Mein Lieber, ich will Sie auf der Geschäftsstelle nicht mehr haben. Schließlich fangen Sie dort noch einmal zu knallen an!"

Er machte einen Augenblick Pause und grinste über mein weißgewordenes Gesicht. Dann meinte er: „Aber mein Sekretär sollen Sie werden. Ich brauche dazu einen Menschen wie Sie.""



Bunte Chronik



Sauerkraut vertreibt die Würmer.

Als Volksmittel ist das Sauerkraut schon seit längerer Zeit bekannt und beliebt. Man sagt ihm nach, daß es die Würmer vertreibt. Es fragt sich, in welcher Form — ob roh oder gekocht — es zu diesem Zwecke genossen werden soll. Ferner: wie oft man es zu sich nehmen muß, wenn es die gewünschte Wirkung haben soll. Neue Versuche von Dr. von Mettenheim, Professor für Kinderheilkunde in Frankfurt am Main, konnten kürzlich den Nachweis erbringen, daß dieses Volksmittel wie so viele andere durchaus die ihm nachgerühmte Wirkung besitzt. Man läßt den mit Würmern behafteten Kindern eine Kur zuteil werden, indem man ihnen eingemachtes, das heißt: gehaspeltes, mit wenig Wasser und Kochsalz vergorenes, nicht rohes Sauerkraut verabreicht. Im Volke herrscht der Glaube, daß die Würmer aus dem Brot stammen, also bei einer Nahrung gedeihen, die reich an Kohlehydraten ist. Dem Sauerkraut eigentümlich scheint in dieser Hinsicht die Tatsache zu sein, daß es arm an Kohlehydraten ist. Diese Stoffe sind durch die Gärung zum größten Teile zerstört worden. Die Wirkungsweise dieses Vertreibungsmittels der Würmer ist jedoch noch nicht eindeutig geklärt. Der Reichtum an Bakterien hat wohl auch neben dem Gehalt an Milchsäure die Folge, daß sich das beliebte Gemüse bei der Förderung der Verdauung bewährt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.